

# „Raum“ in der Lyrik Ingeborg Bachmanns

Ma Jian  
(Beijing)

**Abstract:** „Raum“ spielt eine ungewöhnliche, aber wichtige Rolle durch Ingeborg Bachmanns Leben hindurch. Die Orte, an denen sie sich kurz oder lange aufhält und unterschiedliche Erfahrungen macht, sei es ihre Heimat Klagenfurt, die traumatische Erinnerungen bei ihr hinterlässt, sei es Wien, wo sie ihr Philosophiestudium abschließt und u.a. Bekanntschaft mit Weigel und Celan macht, sei es Italien und vor allem Rom, das sie als Inbegriff einer utopischen Stadt entdeckt, prägen ihren Lebensablauf wie auch ihr literarisches Schaffen. Die von ihr bereisten und bewohnten Räume geben ihr nicht nur Anregungen zum Schreiben, sondern manifestieren sich auch als Gegenstände, Motive, Kulissen und Sinnbilder in ihren Werken. Die vorliegende Arbeit unternimmt daher den Versuch, sowohl die Bedeutungen der Räume als auch den Zusammenhang zwischen „Raum“ und den tieferen Sinnschichten im lyrischen Werk Ingeborg Bachmanns zu erschließen.

## 1. Raum - allgemeine Bedeutungsdimensionen und deren spezifischer Sinn bei Ingeborg Bachmann

Es ist wohl in fast jedem Kulturkreis der Fall: Je geläufiger und leichter verständlich ein Wort auf den ersten Blick zu sein scheint, desto tiefsinniger und unklarer ist es bei näherer Betrachtung, und auch hinsichtlich seiner Bedeutungsdimensionen erweist es sich als weit umfangreicher und vielfältiger als zunächst gedacht. „Raum“ ist eben ein solches Wort. In vielen Bereichen des Lebens verwendet sind ihm ebenso viele Bedeutungen inhärent. Der „Duden Deutsches Universalwörterbuch“ z. B. bietet gleich sieben verschiedene Erklärungen für „Raum“, und mindestens drei davon sind für die hier vorliegende Studie von zentraler Bedeutung. Sie lauten: 1. in Länge, Breite und Höhe nicht fest eingegrenzte Ausdehnung; 2. in Länge, Breite und Höhe fest eingesetzte Ausdehnung; 3. geografisch oder politisch unter einem bestimmten Aspekt als Einheit verstandenes Gebiet.<sup>1</sup>

Eben diese Schlüsselwörter in den drei zitierten Worterläuterungen spielen für das Raumverständnis Ingeborg Bachmanns eine entscheidende Rolle und sind für ihr Leben und Werk sehr bedeutend. In ihrem zwischen

---

<sup>1</sup> Deutsches Universalwörterbuch. 6. überarbeitete und erweiterte Auflage. Mannheim, Leipzig, Wien, Zürich 2007, S. 1359.

Mai und September 1952 geschriebenen Essay *Biographisches* erzählt sie wie folgt von ihren bisherigen Lebenserfahrungen:

Ich habe meine Jugend in Kärnten verbracht, im Süden, an der Grenze, in einem Tal, das zwei Namen hat – einen deutschen und einen slowenischen. Und das Haus, in dem seit Generationen meine Vorfahren wohnten – Österreicher und Windische –, trägt noch heute einen fremdklingenden Namen. So ist nahe der Grenze noch einmal die Grenze: die Grenze der Sprache – und ich war hüben und drüben zu Hause, mit den Geschichten von guten und bösen Geistern zweier und dreier Länder; ...

Ich glaube, daß die Enge dieses Tals und das Bewußtsein der Grenze mir das Fernweh eingetragen haben. Als der Krieg zu Ende war, ging ich fort und kam voll Ungeduld und Erwartung nach Wien, das unerreichbar in meiner Vorstellung gewesen war. Es wurde wieder eine Heimat an der Grenze: zwischen Ost und West, zwischen einer großen Vergangenheit und einer dunklen Zukunft.<sup>2</sup>

Auf mindestens zwei Stellen dieses biographischen Textausschnitts lassen sich die oben zitierten Definitionen von „Raum“ beziehen und sind in diesem Sinne sehr aufschlußreich. Erstens, geographisch gesehen werden zwei Räume genannt, nämlich Kärnten und Wien. Während Wien für Bachmann äußerst bedeutsam ist, nämlich der Raum für „die Verbindung zur zeitgenössischen Moderne in der Literatur und in der metaphysikkritischen Philosophie des Wiener Kreises, die Begegnung mit den von den Nazis vertriebenen Schriftstellern und besonders die so folgenreiche Begegnung mit Paul Celan“<sup>3</sup>, versinnbildlicht Kärnten dagegen ein Stück traumatischer Erinnerung: den Einmarsch der deutschen Truppen in ihre Heimat und das Hitler-Regime. Zweitens, mehrmals wird das Wort „Grenze“ hervorgehoben. Den oben erwähnten Worterklärungen entsprechend ist die Grenze ein Charakteristikum, das dem Raum zukommt, denn ein Unterschied zwischen den ersten beiden Bedeutungen besteht nur in „fest eingrenzen“ oder „nicht fest eingrenzen“. Und nach dem Wortlaut Bachmanns ist die Grenze hier nicht bloß von geographischer Bedeutung, sondern sie wird auch zu einem weiteren Sinn umgedeutet: Grenze symbolisiert nicht nur eine räumliche Trennung, sondern auch eine zeitliche Schranke. Beachtenswert und vieldeutig ist zudem auch die Formulierung „die Grenze der Sprache“: Während Bachmann beim Abfassen des Essays damit das tatsächlich vorhandene Gebiet zwischen drei Ländern meint, in dem mehrere Sprachen gesprochen werden, entwickelt sich dieses „Bewußtsein der Grenze“ später, insbeson-

---

<sup>2</sup> Ingeborg Bachmann, *Biographisches*. In: Werke. hg. von Christine Koschel, Inge von Weidenbaum, Clemens Münster. Band 4: Essays, Reden, Vermischte Schriften. München 1993, S. 301.

<sup>3</sup> Hans Höller, Ingeborg Bachmann. Hamburg 2009, S. 39. Im Folgenden zitiert als Ingeborg Bachmann.

dere nach ihrer intensiven Beschäftigung mit der Philosophie in Wien, zu einer weiteren Problematik. Diese formuliert Bachmann mit den Worten des österreichischen Philosophen Ludwig Wittgensteins: „Die Grenzen meiner Sprache sind die Grenzen meiner Welt.“<sup>4</sup> Über diese Problematik grübelt sie zeitlebens nach. Und stets sehnt sie eine Lösung, eine Möglichkeit herbei, diese Grenze zu überschreiten. Es ist auch eben dieses „Bewußtsein der Grenze“, wie Bachmann es selbst formuliert, das ihre Sehnsucht nach der Ferne weckt. Als sie 1945 Kärnten verläßt und ein Jahr später nach Wien umzieht, überschreitet sie die räumliche Grenze, dann zieht sie weiter nach Rom, wo sie, trotz vieler weiterer Reisen und kurzer Aufenthalte in verschiedenen Städten und Ländern, bis zu ihrem Lebensende wohnt. Während Wien für sie, wie Bachmann impliziert, zu einem geschichtsträchtigen Ort wird, bedeutet „der Aufbruch nach Italien im Sommer 1953 zunächst einmal eine Befreiung vom Wien des Nachkriegselends“<sup>5</sup>. Und eben dort habe sie, wie sie es in einem Brief an Oswald Döpke ausführt, gelernt, ihren fünf Sinnen zu vertrauen, und sie verdanke dieser Zeit überhaupt alles.<sup>6</sup> Somit (ver)ändern sich parallel zum Wechsel der Lebensräume auch die Lebenserfahrungen der Dichterin – für sie die wesentliche Voraussetzung für das Schreiben. Hinzu kommt noch die Zeitverschiebung als eine weitere Dimension. Auch das erscheint wesentlich, wenn der „Raum“ als Thema, Aspekt oder Hintergrund eine wichtige Stellung im literarischen Schaffen Ingeborg Bachmanns einnimmt und wenn sie den Raum samt ihren Lebenserfahrungen und den daraus hervorgehenden Empfindungen und Gedanken zur Darstellung bringt. Im Folgenden soll dies am Beispiel von vier Gedichten Bachmanns erörtert werden.

## 2. „Raum“ in der Lyrik Ingeborg Bachmanns

Das erste Gedicht stammt aus Bachmanns zweitem Lyrikband „Anrufung des Großen Bären“ aus dem Jahr 1956. Schon der Titel des Gedichtzyklus, „Von einem Land, einem Fluß und den Seen“, verweist auf die autobiographische Prägung ihres Werks, auf Erinnerungen an ihre Jugendzeit und ihr Heimatland. Vor diesem sowohl zeitlichen als auch räumlichen Hintergrund thematisiert sie vor allem im vierten Gedicht die „Grenze der Sprache“:

---

<sup>4</sup> Ingeborg Bachmann, Ludwig Wittgenstein – Zu einem Kapitel der jüngsten Philosophiegeschichte. In: Werke. hg. von Christine Koschel, Inge von Weidenbaum, Clemens Münster. Band 4: Essays, Reden, Vermischte Schriften. München 1993, S. 20f.

<sup>5</sup> Ingeborg Bachmann. S. 87.

<sup>6</sup> Ingeborg Bachmann, Brief an Oswald Döpke, Ende Juli 1957. In: du. Die Zeitschrift der Kultur. Heft Nr. 9 (Ingeborg Bachmann. Das Lächeln der Sphinx. September 1994). S. 39. Im folgenden zitiert als Brief an Oswald Döpke.

Wer weiß, wann sie dem Land die Grenzen zogen  
und um die Kiefern Stacheldrahtverbau?  
Der Waldbach hat die Zündschnur ausgetreten,  
der Fuchs vertrieb den Sprengstoff aus dem Bau.

Wer weiß, was sie auf Grat und Gipfel suchten?  
Ein Wort? Wir haben's gut im Mund verwahrt;  
es spricht sich schöner aus in beiden Sprachen  
und wird, wenn wir verstummen, noch gepaart.

Wo anders sinkt der Schlagbaum auf den Pässen;  
hier wird ein Gruß getauscht, ein Brot geteilt.  
Die Handvoll Himmel und ein Tuch voll Erde  
bringt jeder mit, damit die Grenze heilt.

Wenn sich in Babel auch die Welt verwirrte,  
man deine Zunge dehnte, meine bog -  
die Hauch- und Lippenlaute, die uns narren,  
sprach auch der Geist, der durch Judäa zog.

Seit uns die Namen in die Dinge wiegen,  
wir Zeichen geben, uns ein Zeichen kommt,  
ist Schnee nicht nur die weiße Fracht von oben,  
ist Schnee auch Stille, die uns überkommt.

Daß uns nichts trennt, muß jeder Trennung fühlen;  
in gleicher Luft spürt er den gleichen Schnitt.  
Nur grüne Grenzen und der Lüfte Grenzen  
vernarben unter jedem Nachtwindschritt.

Wir aber wollen über Grenzen sprechen,  
und gehn auch Grenzen noch durch jedes Wort:  
wir werden sie vor Heimweh überschreiten  
und dann im Einklang stehn mit jedem Ort.<sup>7</sup>

Die Darstellung ist kurz, doch das historische Geschehen kommt eindeutig zur Geltung: der Einmarsch von Hitlers Truppen in Klagenfurt. Bachmann versteht dies als „einen bestimmten Moment“ in ihrem Leben, als lebensgeschichtlichen Bruch. Eben in der Erinnerung an diesen ihre Kindheit zertrümmernden Moment, an das Aufkommen ihrer ersten Todesangst,<sup>8</sup> an die Zerstörung von Stille und Frieden in ihrem Heimatland verteidigt sie sich

---

<sup>7</sup> Ingeborg Bachmann, Biographisches. In: Werke. hg. von Christine Koschel, Inge von Weidenbaum, Clemens Münster. Band 1: Gedichte, Hörspiele, Libretti, Übersetzungen. München 1993, S. 88. Im folgenden zitiert als Werke I.

<sup>8</sup> Ingeborg Bachmann, Interview mit Gerda Bödefeld, 24. Dezember 1971. In: Wir müssen wahre Sätze finden. Gespräche und Interviews. hg. von Christine Koschel und Inge von Weidenbaum. München, Zürich 1983, S. 111.

selbst durch die Beschreibung von Grenzen: Weder die politische noch die militärisch sichtbare Grenze kann die innere Verbindung des Volkes, der Menschen zueinander in diesem Grenzgebiet beseitigen. Alles in diesem Raum, seien es Himmel und Erde, seien es die Lüfte, alles ist miteinander verbunden. Dabei spielt auf der anderen Seite die Sprache, das „Wort“, die entscheidende Rolle. Trotz der wesentlichen Unterschiede verschiedener Sprachen seit Menschengedenken und im Gegensatz zur eventuell durch diese Unterschiede verursachten Verwirrung herrscht in den Augen Bachmanns Stille zwischen den beiden Sprachen in ihrer Heimat. Da aber diese Stille nun nicht mehr existiert und man die Grenzen unbedingt überschreiten will, stellt allein das Wort den einzigen verbliebenen Knotenpunkt dar, mit dem man im Herzen die sichtbare Grenze zu lösen vermag. Durch das Wort, und zwar durch jedes Wort, ergreift einen die Nostalgie, wie Hans Höller feststellt: „ihre Erinnerungen an das Aneinandergrenzen der Sprachen und Kulturen im zweisprachigen Gailtal und an die friedliche Welt vor dem Krieg“ haben „den Status von utopischen Gegen-Erinnerungen“.<sup>9</sup> Andererseits kommt hier eine Sehnsucht zum Ausdruck, im Einklang mit jedem Ort zu stehen, die Sehnsucht, welche sich auf weitere Räume bezieht und ebenfalls utopischer Prägung ist. Deshalb kann sie nicht leicht in Erfüllung gehen, insbesondere in Wien, ihrem nächsten wichtigen Lebensraum. Trotz vieler lebensgeschichtlich entscheidender Erlebnisse in dieser Stadt, trotz ihrer Liebe dazu, verspürt Bachmann immer stärker das Elend der Nachkriegszeit. Insbesondere der Gegensatz zwischen ihrem Willen zur kritischen Auseinandersetzung mit der jüngsten Vergangenheit und dem gesellschaftlich propagierten Optimismus der Nachkriegspolitik Österreichs veranlaßt sie dazu, wie aus der oben zitierten autobiographischen Schrift hervorgeht, sich hier gegenüber der Zukunft der Nachkriegsgesellschaft eher pessimistisch und immer bekümmert zu fühlen. Das lange Gedicht *Große Landschaft bei Wien* zum Beispiel bringt gerade ihren komplexen Gemütszustand zum Ausdruck. Zitiert sei hier die siebte Strophe:

Rhythmischer Aufgang von Saaten, reifer Kulturen  
Ernten vorm Untergang, sind sie verbrieft, so weiß ichs  
dem Wind noch zu sagen. Hinter der Böschung  
trübt weiches Wasser das Aug, und es will  
mich noch anfallen trunkenes Limesgefühl;  
unter den Pappeln am Römerstein grab ich  
nach dem Schauplatz vielvölkiger Trauer,  
nach dem Lächeln Ja und dem Lächeln Nein.<sup>10</sup>

Auf dem Wiener Prater, dem ehemaligen kaiserlichen Jagdrevier, pendelt das Denken des lyrischen Ichs immer wieder zwischen „der großen Ver-

---

<sup>9</sup> Ingeborg Bachmann. S. 25.

<sup>10</sup> Werke I. S. 60f.

gangenheit“ dieser Stadt und der unausweichlichen harten Realität. Während diese durch den Kontrast von „Saaten“ und „Ernten“, von „Aufgang“ und „Untergang“ hervorgehoben wird, führt jene die Leser durch „reifer Kulturen“, „Limesgefühl“, „Römerstein“ und „vielvölkrige [...] Trauer“ an die spannungsreiche und mitreißende Geschichte dieses Raumes heran. Nachdenklich stimmt freilich, daß beide lächelnd bejahen und verneinen und damit das Zögern und die Unentschlossenheit des lyrischen Ichs am deutlichsten zum Ausdruck bringen. Was geht daraus hervor? Je lebendiger die Dichterin sich die Vergangenheit als eine Art utopischer Epoche vorstellt und ersehnt, desto stärker hat sie das Gefühl, sich „einer dunklen Zukunft“ zu nähern. Das ändert sich teilweise dann, wenn sie nach Italien umzieht. In dem Land und vor allem in Rom, wo sie die meiste Zeit ihrer letzten 20 Lebensjahre verbringt und wo ihr literarisches Schaffen besonders ertragreich ist, verspürt sie nicht bloß den „Enthusiasmus für dieses neue Leben“,<sup>11</sup> vielmehr hält sie auch Rom für den Inbegriff einer „utopischen Stadt“, wie sie in einem Interview vom 24. Januar 1957 zugesteht: Rom sei, so Bachmann, „die letzte Großstadt [...], wo man ein geistiges Heimatgefühl haben kann,“ und einer „der letzten Orte, wo man [...] aufgefangen wird.“<sup>12</sup> Dieses geistige Heimatgefühl äußert sich schon in dem Gedicht *Das erstgeborene Land* aus *Anrufung des Großen Bären*:

In mein erstgeborenes Land, in den Süden  
zog ich und fand, nackt und verarmt  
und bis zum Gürtel im Meer,  
Stadt und Kastell.

Vom Staub in den Schlaf getreten  
lag ich im Licht  
und vom ionischen Salz belaubt  
hing ein Baumskelett über mir.

Da fiel kein Traum herab.

Da blüht kein Rosmarin,  
Kein Vogel frischt  
sein Lied in Quellen auf.

In meinem erstgeborenen Land, im Süden  
sprang die Viper mich an  
und das Grausen im Licht.

---

<sup>11</sup> Brief an Oswald Döpke. S. 39.

<sup>12</sup> Ingeborg Bachmann, Interview mit Gustav René Hocke, 24. Januar 1957. In: Wir müssen wahre Sätze finden. Gespräche und Interviews. hg. von Christine Koschel und Inge von Weidenbaum. München, Zürich 1983, S. 23.

O schließ  
die Augen schließ!  
Preß den Mund auf den Biß!

Und als ich mich selber trank  
und mein erstgeborenes Land  
die Erdbeben wiegten,  
war ich zum Schauen erwacht.

Da fiel mir Leben zu.

Da ist der Stein nicht tot.  
Der Docht schnellte auf,  
wenn ihn ein Blick entzündet.<sup>13</sup>

Wie zuvor bereits angemerkt, lernt Bachmann in Italien, ihren fünf Sinnen zu vertrauen und eben in diesem Gedicht kommen die Wahrnehmungen des lyrischen Ichs in höchstem Maße zum Ausdruck: durch Sehen, Hören, Tasten, Empfinden und Imagination stellt die Dichterin einerseits eine reale Welt dar, die sie „Leben“ nennt, zugleich ist dem Titel des Gedichts, „Das erstgeborene Land“, ein anderer tieferer Sinn inhärent: geboren ist selbstverständlich nicht das Land, sondern das lyrische Ich fühlt sich wie neu geboren, denn seine Sinne erlangen die Fähigkeit, die Außen- und Innenwelt neu wahrzunehmen. Das alles dient Bachmann dazu, ihre eigenen Gedanken über Dichtung nach und nach zu bilden und, wie Helmut Heißenbüttel bemerkt,<sup>14</sup> mit der Grundspannung ihrer Gedichte, im Gegensatz von traumatischer Erfahrung und utopischem Entwurf, die Erfahrung der Leser anzusprechen und diese zum Mitdenken anzuregen. Obwohl sie sich nach dem Erscheinen von *Anrufung des Großen Bären* dem Genre des Romans zuwendet und bis zu ihrer letzten Veröffentlichung lyrischer Texte 1968 weniger als 20 Gedichte schreibt, hört sie letztlich nie damit auf, nach immer neuen Ausdrucksmöglichkeiten zu suchen und somit ihr Ideal des Dichtens anzustreben. Der andere Grund dafür liegt aber, wie oben erwähnt, in ihren Überlegungen zum Thema „Grenzen“. Von der Philosophie Ludwig Wittgensteins tief berührt, setzt sie sich immer stärker mit der „Grenze der Sprache“ in einem anderen Sinne auseinander, wie sie in ihrem Essay „Sagbares und Unsagbares - Die Philosophie Ludwig Wittgensteins“ ausführt:

Die Sprache kann nur über Tatsachen sprechen und bietet die Grenze unserer - meiner und deiner - Welt. Die Entgrenzung der Welt geschieht, wo die Sprache nicht hinreicht und daher auch das Denken

---

<sup>13</sup> Werke I. S. 120f.

<sup>14</sup> Siehe dazu Ingeborg Bachmann. S. 97.

nicht hinreicht. Sie geschieht, wo sich etwas „zeigt“, und was sich zeigt, ist das Mystische, die unaussprechliche Erfahrung.<sup>15</sup>

Mit einem Paradox sieht sich Bachmann konfrontiert: Eben das undenkbbare „Mystische“, das eigentlich keinen sprachlichen Ausdruck finden könne, haftenoch der Sprache an, dort nämlich, wo das Unaussprechliche sich dennoch ausspreche und somit die Grenze überschreite. Die späteren Gedichte Bachmanns lassen sich daher wohl als ihre Bemühungen um die Lösung dieser Problematik ansehen. In diesem Zusammenhang ist ihre letzte Gedicht-Veröffentlichung *Böhmen liegt am Meer* von größter Bedeutung, zumal sie deren Abfassen den Reisen Anfang 1964 in Prag verdankt. „Böhmen“ - der Name eines Raumes steht zwar im Titel des Gedichts, aber dieser spielt schon auf Shakespeares Irrtum in „The Winter’s Tale“ an, in dem es in der dritten Szene des dritten Aktes heißt: „Böhmen, eine wilde Gegend am Meer.“ Eben diese der Wirklichkeit widersprechende Aussage kommt Ingeborg Bachmann hinsichtlich der Grenz-Überlegung zu Hilfe:

Sind hierorts Häuser grün, tret ich noch in ein Haus.  
Sind hier die Brücken heil, geh ich auf gutem Grund.  
Ist Liebesmüh in alle Zeit verloren, verlier ich sie hier gern.

Bin ich’s nicht, ist es einer, der so gut wie ich.

Grenzt hier ein Wort an mich, so laß ich’s grenzen.

Liegt Böhmen noch am Meer, glaub ich den Meeren wieder.  
Und glaub ich noch ans Meer, so hoffe ich auf Land.

Bin ich’s, so ist’s ein jeder, der ist soviel wie ich.  
Ich will nichts mehr für mich. Ich will zugrunde gehn.

Zugrund – das heißt zum Meer, dort find ich Böhmen wieder.  
Zugrund gerichtet, wach ich ruhig auf.  
Von Grund auf weiß ich jetzt, und ich bin unverloren.

Kommt her, ihr Böhmen alle, Seefahrer, Hafenhuren und Schiffe  
unverankert. Wollt ihr nicht böhmisch sein, Illyrer, Veroneser,  
und Venezianer alle. Spielt die Komödien, die lachen machen

Und die zum Weinen sind. Und irrt euch hundertmal,  
wie ich mich irrte und Proben nie bestand,  
doch hab ich sie bestanden, ein um das andere Mal.

---

<sup>15</sup> Ingeborg Bachmann, *Sagbares und Unsagbares – Die Philosophie Ludwig Wittgensteins*. In: Werke. hg. von Christine Koschel, Inge von Weidenbaum, Clemens Münster. Band 4: Essays, Reden, Vermischte Schriften. München 1993, S. 118.

Wie Böhmen sie bestand und eines schönen Tags  
ans Meer begnadigt wurde und jetzt am Wasser liegt.

Ich grenz noch an ein Wort und an ein andres Land,  
ich grenz, wie wenig auch, an alles immer mehr,

ein Böhme, ein Vagant, der nichts hat, den nichts hält,  
begabt nur noch, vom Meer, das strittig ist, Land meiner Wahl zu se-  
hen.<sup>16</sup>

Dieses Gedicht, welches die verschiedenen Aspekte zur Grenz-Überlegung einbezieht und zusammenfaßt, kann als ein Selbstbekenntnis der Dichterin angesehen werden: Unverändert bleiben zuerst die Grenze und das Wort, so daß sich das lyrische Ich immer noch mit der Grenze konfrontiert fühlt. Aber „Grenzt hier ein Wort an mich, so laß ich's grenzen.“ beschreibt zwar, daß das Ich die Beschränktheit der Sprache immer noch nicht abwirft, doch in dieser Resignation verbirgt sich zugleich auch eine positive Perspektive; unverändert bleibt zwar der Vergleich zwischen „Ich“ und anderen, jedoch stellt die Steigerung von „einer“ zu „ein jeder“ ebenfalls eine Wandlung des Subjekts dar: Das Ich sieht sich selbst nicht mehr so präntiös an und glaubt somit, sich selbst helfen zu können. Unverändert bleibt immer noch der Wunsch, „im Einklang“ „mit jedem Ort“ zu stehen, doch statt des ungewollten Verloren-Gehens meines Teils will das Ich jetzt „zugrunde gehen“. Das alles ist allein darauf zurückzuführen, daß man an das Meer glaubt, an dem Böhmen liegt, und auf Land hofft. Sowohl das Meer als auch das Land sind Sinnbilder für etwas, was über die Wirklichkeit hinausweist. So bedeutet das Zugrunde-Gehen eine Rettung, so besteht das Ich „ein und das andre Mal“ die Proben, die es „nie bestand“, wenn auch voller Enttäuschung und Verzweiflung, so steht das An-Ein-Wort-Grenzen für das Grenzen „an ein andres Land“, mit dem Namen „Böhmen“, den utopischen Ort, zu dem man nur durch Grenzüberschreiten zu gelangen vermag. So glaubt Ingeborg Bachmann, daß das Ich das Mystische erlebt, die unaussprechliche Erfahrung, das reine Sein. In diesem Sinne ist es nicht mehr wichtig, ob das Ich die Grenze wirklich überschreitet oder nicht, wichtig ist vielmehr, daß Bachmann durch ihre Grenz-Überlegung sowie durch ihre schöpferische Praxis ein Ideal für sich und für andere entwirft.

### 3. Fazit

So gesehen ist „Raum“ mit seinem Wortsinn für das Leben und Schreiben Ingeborg Bachmanns bedeutend, seien es geographische Änderungen der Lebensumstände, seien es subjektiv-metaphysische Gedanken zu Grenzfra-

---

<sup>16</sup> Werke I. S. 167f.

gen; noch viel bedeutungsvoller und anregender aber sind die literarischen Werke, die aus dieser Thematik hervorgehen, denn eben in diesen kann man die Erfüllung der Aufgabe des Dichters begreifen, wie Bachmann in ihren Frankfurter Vorlesungen darlegt: „seine Zeit zu repräsentieren und etwas zu präsentieren, für das die Zeit noch nicht gekommen ist.“<sup>17</sup>

---

<sup>17</sup> Ingeborg Bachmann, Frankfurter Vorlesungen. In: Werke. hg. von Christine Koschel, Inge von Weidenbaum, Clemens Münster. Band 4: Essays, Reden, Vermischte Schriften. München 1993, S. 196.